

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 31 (1886)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Lehrerzeitung.

Organ des schweizerischen Lehrervereins.

N^o 31.

Erscheint jeden Samstag.

31. Juli.

Abonnementspreis: jährlich 5 Fr., halbjährlich 2 Fr. 60 Rp., franko durch die ganze Schweiz. — Insertionsgebühr: die gespaltene Petitzelle 15 Rp. (15 Pfennige). — Einsendungen für die Redaktion sind an Herrn Seminardirektor Dr. Wettstein in Küsnacht (Zürich) oder an Herrn Professor Rüegg in Bern, Anzeigen an J. Hubers Buchdruckerei in Frauenfeld zu adressieren.

Inhalt: Die Orthographiefrage in der Kantonallehrerkonferenz von Schaffhausen am 1. Juli d. J. — Über „ordinäre“ und „wissenschaftliche“ Pädagogik. II. — Professor Leonhard Schmid †. II. (Schluss.) —

Die Orthographiefrage in der Kantonallehrerkonferenz von Schaffhausen am 1. Juli d. J.

(Korrespondenz.)

Während anderwärts in dieser Frage etwas Ruhe eingetreten ist, vermochte dieselbe kürzlich bei uns etwas hochgehende Wogen zu erzeugen. Zur Orientirung mag vorausgeschickt werden, dass bald nach Erscheinen des „Rechtschreibbüchleins für die deutsch-schweizerischen Schulen“ unser Erziehungsrat sämtlichen Lehrern des Kantons je ein Exemplar desselben zustellen liess mit der Weisung, danach zu fahren; dass aber dieses Vorgehen des Erziehungsrates einigen Mitgliedern des Grossen Rates nicht gefiel und sie diese oberste Behörde zu dem Beschlusse bringen konnten: „Es sei in den Schulen des Kantons Schaffhausen und für die offiziellen Erlasse der kantonalen Behörden und Beamten die deutsche Orthographie nach dem System von Puttkamer einzuführen, und für die amtlichen Drucksachen vom 1. Januar 1883 an wieder die deutsche, sog. gotische Schrift zu verwenden.“ Dieser Beschluss wurde gefasst in der Sitzung vom 19. Dezember 1882. Seither hat aber weder der Erziehungsrat noch irgend eine Schulbehörde, nicht einmal der Schulrat der Stadt Schaffhausen, dessen Präsident jenen Grossratsbeschluss veranlasst hatte, darauf gedrungen, dass die Puttkamersche Rechtschreibung die eingeführte schweizerische verdrängen solle, und die Lehrerschaft hat mit wenig Ausnahmen an dieser letztern festgehalten. Nirgends schien man an diesem Zustande Anstoss zu nehmen. Da erschien auf der Traktandenliste für die letztjährige Kantonallehrerkonferenz ein Referat, verzeichnet von Herrn Professor Haug: „Der Zwiespalt zwischen der schweizerischen und Puttkamerschen Rechtschreibung.“ Zu diesem Referat wurden neun Thesen und ein zusammenfassender Schlussantrag veröffentlicht, die unbedingte Annahme der Puttkamerschen Orthographie verlangten. Der Vortrag konnte aus Mangel an Zeit nicht mehr gehalten werden, und man hoffte, es werde eine neue Vorlage der Thesen nicht stattfinden, da in weiteren Kreisen bekannt geworden war, es habe sich der Vorstand der Konferenz in seiner Mehrheit mit dem Vorgehen der Aargauer, welche durch eine intergermane Konferenz die Orthographiefrage regeln lassen wollen, einverstanden erklärt und sich das Protokoll erbeten. Trotzdem vorausszusehen war, dass die Mehrheit der Lehrerschaft einstweilen von Puttkamer nichts wissen wolle, erschien das Referat auf der diesjährigen Traktandenliste wieder und die

bezüglichen elf Thesen waren samt Schlussantrag in erneuerter und verschärfter Form beigegeben. Dieselben sind interessant genug, um hier wiedergegeben zu werden:

- I. Die deutsche Schweiz ist wegen ihrer geistigen Beziehungen und aus praktischen Gründen in der Rechtschreibungsfrage auf ein Zusammengehen mit Deutschland angewiesen.
- II. Eine für alle Zeiten feststehende Rechtschreibung kann wegen der steten Weiterentwicklung der Sprache nicht aufgestellt werden.
- III. Es kann also nur darauf ankommen, diese Weiterentwicklung, wie sie auch in der Schrift sich zeigen muss, in einheitliche Bahnen zu lenken. Es ist viel wichtiger, dass alle Deutschen *eine* Rechtschreibung haben, als dass nur hier oder da das Bessere Geltung habe.
- IV. Die bayrisch-preussische Rechtschreibung ist zwar nur eine Abschlagszahlung auf berechnete Forderungen; aber immerhin bezeichnet sie einen Fortschritt und vor allem hat sie hinter sich gegen vierzig Millionen Deutsche.
- V. Das schweizerische Rechtschreibbüchlein bietet zwar in wenigem das Bessere, hat aber doch keine so wesentlichen Vorzüge, dass es auf den Sieg hoffen dürfte.
- VI. Das schweizerische Rechtschreibbüchlein hat keine Existenzberechtigung; es war vielmehr eine schädliche Übereilung von schweizerischer Seite, einseitig vorzugehen.
- VII. Darum hat Schaffhausen recht getan, sich in der Rechtschreibungsfrage von der Mehrheit der deutsch-schweizerischen Kantone zu trennen und an Deutschland anzuschliessen.
- VIII. In keiner Schule des Kantons darf mehr anders als puttkamerisch geschrieben werden.
- IX. Die neuesten Bestrebungen, welche eine Lösung der Rechtschreibungsfrage auf dem Wege einer intergermanischen Konferenz herbeiführen wollen, sind zwar vom idealen Standpunkte aus gut und schön, verkennen aber völlig die wirkliche Sachlage, welche sie zu aussichtslosen Träumereien macht.
- X. Im Interesse einer baldigen Regelung der Frage für die Schweiz wäre zu wünschen gewesen, dass die Bestrebungen in der Schweiz keinen Boden gefunden hätten.
- XI. Nachdem sie jedoch die Unterstützung des grössten Theils der schweizerischen Lehrerschaft und mehrerer Behörden gefunden haben, bleibt nichts übrig, als in Geduld,

Gewehr bei Fuss, den Misserfolg abzuwarten, dann aber um so energischer den Kampf für den allgemeinen Anschluss der deutschen Schweiz an die bayrisch-preussische Rechtschreibung wieder aufzunehmen.

Zusammenfassender Schlussantrag. Die Schaffhauser Kantonallehrerkonferenz, von dem Gedanken ausgehend, dass eine minder gute, aber von allen Völkern deutscher Zunge gehandhabte Rechtschreibung einer bessern, wenn sie zur Spaltung führt, vorzuziehen sei, und in der Überzeugung, dass an eine Lösung der Rechtschreibungsfrage auf dem Wege einer intergermanischen Konferenz in den nächsten zehn Jahren gar nicht zu denken ist, begrüsst mit Dank das Vorgehen ihrer Behörde, welche die preussische Rechtschreibung den Schulen des Kantons als die einzig zulässige vorschrieb, und beschliesst, nicht nur in den eigenen Schulen auf energische Ausführung dieser Vorschrift zu halten, sondern auch im geeigneten Zeitpunkte mit allen Mitteln für den allgemeinen Anschluss der Schweiz an Deutschland in dieser Frage zu wirken. —

Der geneigte Leser kann sich denken, in welche Stimmung mancher von uns durch diese Thesen versetzt wurde, und wenn diese Stimmung während der Diskussion nicht stärker hervorgetreten ist, so ist es dem klaren, gründlichen und in bezug auf Beurteilung der Orthographiebüchlein anerkannt unparteiisch gehaltenen Vortrag des Herrn Referenten zu verdanken. Einleitend wurde bemerkt, dass das Thema jetzt nicht mehr so zeitgemäss sei, weil momentan in der Orthographiefrage ein Stillstand eingetreten sei; bald aber werde es wieder losgehen und da sei es gut, wenn man orientirt sei. Die Bezeichnungen „Puttkamersche“ und „Schweizerische“ seien eigentlich unrichtig, weil einerseits weder Puttkamer die Regeln für die deutsche Rechtschreibung selbst verfasst habe, noch andererseits das andere in der ganzen deutschen Schweiz eingeführt sei; dennoch sollen sie auch hier gebraucht werden und der Einfachheit wegen mit P. bzw. S. bezeichnet werden. Die Orthographiefrage sei zum Schmerzenskinde geworden; namentlich habe schädlich gewirkt, dass man die Massen zu voreilig herbeigezogen habe; die Regierungen sollten gewichtiger auftreten; sein Vortrag wolle ein Hymnus sein auf den Grossen Rat des Kantons Schaffhausen, der kategorisch Ordnung schaffen wolle. Trotzdem es mit der deutschen Orthographie eigentlich nicht so schlimm stehe, lange nicht so schlimm als mit der englischen und französischen, haben sich schon längere Zeit hervorragende Sprachkundige, wie Grimm und Raumer, damit befasst, Vereinfachung und Einheit zu erzielen; aber weder die historische noch die phonetische Richtung haben zum Ziele geführt; auch eine erste grosse Konferenz in Preussen sei resultatlos verlaufen, obgleich man grosse Hoffnungen auf den Raumersehen Entwurf gelegt habe. Das Vorgehen Bayerns habe dann auch in Preussen unter Minister Puttkamer zur Herstellung eines Orthographiebüchleins geführt, das von dem bayerischen nur in wenigen Punkten abweiche; ähnliche Büchlein seien auch in den anderen deutschen Staaten entstanden. Auch in der Schweiz habe man sich geregt; aber das berechtigte Gefühl der politischen Unabhängigkeit habe zu dem unberechtigten Gefühl der sprachlichen Unabhängigkeit geführt; es habe sich eine unselige Weisheit gezeigt; man habe sich in einzelnen Punkten gescheitert und gewitziger als andere zeigen wollen. Eine Vergleichung der Büchlein mit Berücksichtigung der äusseren und innern Unterschiede ergebe, dass in zwei wichtigen Punkten (th und ieren) sich Abweichung zeige, in einigen anderen weniger bedeutendes Auseinandergehen; dass S. einige Verbesserungen enthalte, daneben aber auch Schlimmbesserungen; dass in bezug auf Redaktion S. nicht über P. hinausgehe und dass S. erst nachträglich entstanden sei. Wenn aber auch S. anerkannt besser wäre als P., dürfe es nicht angenommen werden, weil es nicht allgemein Anklang finde. So wenig als eine neue

Orthographie der welschen Schweizer, und wenn sie noch so gut wäre, von Frankreich angenommen würde, ebensowenig werde sich Deutschland nach der halben Million deutscher Schweizer richten. Zudem sei ja S., wie die Verfasser selbst zugeben, nur als Abschlagszahlung zu betrachten; P. sei zwar auch nur eine Abschlagszahlung, könne auch nicht auf Vollkommenheit Anspruch machen; aber es sei viel wichtiger, dass alle Deutschen eine Rechtschreibung haben, als dass nur hier oder da das Bessere Geltung habe. Wenn gesagt werde, die Schweiz habe auch ein Recht, selbständig vorzugehen, da die anderen deutschen Staaten ja auch nicht voll und ganz P. angenommen hätten, so sei zu bedenken, dass S. eben in sehr wesentlichen Punkten von P. abweiche, während die Unterschiede der anderen nur unwesentlich seien. Der Grosse Rat habe also gut getan, P. vorzuschreiben. Wenn man sage, der Grosse Rat habe nicht in die Schule hineinzuregieren, so könne er dies nicht begreifen; nach seiner Ansicht sei es traurig, dass so etwas vorkomme. Unsere Schulbücher kommen ja meistens aus Deutschland (?) und bei Durchführung von S. müssten dieselben geändert werden. Gegenwärtig bestehen seines Wissens drei Rechtschreibungen und da sollte Einheit erzielt werden.

So weit sei sein Referat schon letztes Jahr ausgearbeitet gewesen. Seither habe er seinen Standpunkt in der Orthographiefrage, namentlich gegenüber dem Vorgehen der Aargauer, kurz vor der zürcherischen Schulsynode in Andelfingen (wo bekanntlich einstimmig Anschluss an das Vorgehen der Aargauer ausgesprochen wurde), in einem Artikel der „N. Zürcher Zeitung“ klar gelegt, den er der Konferenz vorlesen wolle. Er sei der Ansicht, dass das Verlangen nach einer interkantonalen und intergermanen Regelung aussichtslos sei und nur von Eigensinn zeuge. In neuerer Zeit habe sich auch der Börsenverein der deutschen Buchhändler für allgemeine Einführung der preussischen Orthographie ausgesprochen, und das sei ein wichtiger Fingerzeig, dass nur auf diesem Wege Einheit zu erreichen sei.

Der erste Votant oder Korreferent, Herr Prof. Dr. Lang, erklärt sich rückhaltlos mit den Thesen und Auseinandersetzungen des Referenten einverstanden. Er findet Unsicherheit in der Placirung der Wörter in die zwei Verzeichnisse; mit Unparteilichkeit können nur fünf Punkte hervorgehoben werden, in denen S. vorteilhaft sei, diese seien aber nicht von so grosser Wichtigkeit; die Regeln über Interpunktion seien in S. zweckmässig angeführt; in Behandlung des „th“ sei S. besser, mit „ieren“ verfare P. besser u. s. w. Im allgemeinen findet er, P. verdiene den Vorzug; zudem sei S. nicht einmal von der ganzen deutschen Schweiz angenommen, während P. im Grunde von ganz Deutschland angenommen sei, denn die Abweichungen der sächsischen, badischen, bayerischen etc. seien, wie an einigen Beispielen gezeigt werden wolle, nur unwesentliche. Wir sollen uns also freuen, dass der Grosse Rat P. eingeführt habe. Besonders für das Gymnasium habe das Bedeutung, weil die eintretenden Schüler mit ihrer mangelhaften Orthographie viel Schwierigkeit bereiten.

Die Diskussion eröffnete Herr Oberreallehrer Gasser in Hallau, indem er sich mit den Vorrednern einverstanden erklärt und auch glaubt, dass die Schweizer einseitig vorgegangen seien, ähnlich wie einer seiner Lehrer, der schon vor 40 Jahren „Mut“, „Rat“ etc. habe schreiben lassen, dann aber aufs alte Geleise gewiesen worden sei. Er zweifelt, dass die Schweizer mit ihrer Orthographie durchdringen werden und hat deshalb dem Beschlusse des Grossen Rates Folge gegeben und P. in seiner Schule eingeführt.

Zu anderen Schlüssen kommt Herr Reallehrer Zoller in Schaffhausen. Er betont, dass die uns übergeordnete Behörde, der Erziehungsrat, das schweizerische Rechtschreibbüchlein zu befolgen angeordnet habe, dass infolge dessen die Lehrer, selbst die ältesten, in diese Rechtschreibung sich eingearbeitet haben

und dass auch unsere Schüler einzig mit dieser vertraut seien. Das Dazwischentreten des Grossen Rates habe nicht viel zu ändern vermocht an dieser Tatsache. Übrigens sei zu bedenken, dass selbst in Preussen P. ja ausserhalb der Schule gar keine Geltung habe; die Kanzlisten, Redaktoren, Beamten, selbst die des Schulressorts, müssen sich der alten Orthographie bedienen; der Lehrer habe dort in der Schule P. einzupauken, wenn er aber an irgend eine amtliche Stelle ein Schreiben richten wolle, müsse er es sorgfältig nach altem System korrigiren. Wenn eine Einigkeit hätte erzielt werden wollen, so hätte sich Preussen an Bayern anschliessen können; es hätte dies nicht getan und ebensowenig hätten dann die anderen P. unbedingt angenommen. Wenn nun die Preussen, Sachsen, Badenser, Württemberger etc. harte Köpfe haben, warum sollten denn die Schweizer nicht auch harte Köpfe haben? sie hätten um so eher Anlass dazu, als sie in der Orthographiefrage konsequenter verfahren seien. Wenn zwei einen Berg hinangehen und der Kleinere lange zuerst oben an, so könne er oben getrost warten, bis der Grössere nachkomme. Wenn einstweilen der Wirrwarr bei uns nicht anwachsen solle, so könne dies nur geschehen, wenn allgemein S. durchgeführt werde. Unsere Schulbücher werden gegenwärtig eben nicht mehr aus Deutschland bezogen, sondern so viel als möglich aus der Schweiz und diese seien in schweiz. Orthographie; je mehr in der Schweiz treffliche Lehrmittel entstehen, desto mehr werden die deutschen verschwinden. Da bei der Orthographiefrage auch Österreich in Betracht falle, so halte er eine allgemeine Einigung, die ja nur zu wünschen sei, nur durch das Vorgehen einer intergermanen Konferenz für möglich. Sein Antrag gehe also dahin: „Die Thesen des Referenten sind abzulehnen; die Konferenz schliesst sich dem Vorgehen der Aargauer Konferenz an und spricht sich bis zur völligen Abklärung der Orthographiefrage für Beibehaltung der schweizerischen Rechtschreibung aus.“

Damit war so ziemlich die Ansicht der Mehrheit unserer Lehrer ausgesprochen. Von anderer Seite wurden die Thesen vom praktischen Standpunkte aus bekämpft, indem angeführt wurde, dass S. als einfacher und klarer vorzuziehen sei, eine Änderung der Lehrbücher grosse Kosten verursachen würde und wir zudem auf unsere Nachbarkantone Rücksicht zu nehmen hätten.

Der Herr Referent entgegnet, dass die Vereinigung der Buchhändler Deutschlands doch auch ins Gewicht zu fallen habe; dass in bezug auf die Orthographie nicht die Beamtenwelt, sondern die Schule für uns die Hauptsache sei. Wenn die Schweiz ausgezeichnete Lehrmittel besitze, so würden diese auch in Deutschland Eingang finden, wenn der orthographische Eigensinn aufgegeben werde. Bezüglich des Bildes mit den Bergsteigern könnte gefragt werden: Ja wenn aber der Grosse allen Proviant hat und sich drunten gütlich tut, wird dann der Kleine nicht heruntersteigen?

Herr Pfarrer Schenkel in Schaffhausen verteidigt die Thesen des Referenten und die Stellung des Grossen Rates. Er habe im Grossen Rate den Antrag gestellt, P. einzuführen; dabei sei aber nicht die patriotische Stellung, sondern nur das Verlangen nach Einheit massgebend gewesen. Der Patriotismus habe überhaupt mit dieser ganzen Angelegenheit nichts zu tun; übrigens seien wir ja eigentlich auch Deutsche, wir seien Germanen, unsere Vorfahren haben sich Eidgenossen der obern deutschen Lande genannt. Die Aargauer Beschlüsse seien eine Utopie; wenn einheitlich vorgegangen werden wollte, müsste man auch die russischen Ostseeprovinzen, die Vereinigten Staaten etc. berücksichtigen. Die Schweizer seien überhaupt geneigt, mit souveräner Verachtung auf die Deutschen herabzusehen, deshalb werde auch Deutschland Schritte zu einer Übereinkunft einfach ablehnen. Der Vortrag habe ihn belehrt, dass S. nicht weitaus besser sei, sondern günstigstenfalls P.

gleichgestellt. Wenn auch die Lehrbücher meistens aus der Schweiz bezogen werden, so kommen doch noch viele Bücher, namentlich für Schulbibliotheken, aus Deutschland, ebenso eine Menge Zeitschriften. Unrichtig sei die Behauptung, „dass die Schule die Geburtsstätte der Nation sei“; der Schule gehe hier die Familie vor. Daher sei auch in der Orthographiefrage die Schule allein nicht so massgebend; gewichtig mitzusprechen haben auch die Tagespresse, der Buchhandel und der Staat; wenn dieser befehle, dass Drucksachen in bestimmter Orthographie erscheinen, müsse es geschehen. Er freue sich übrigens, dass der Herr Referent als Württemberger seine schwäbische Hartköpfigkeit überwunden habe und nicht der württembergischen, sondern der preussischen Rechtschreibung das Wort geredet habe; ähnlich sollte auch die schweizerische Hartköpfigkeit überwunden und Anschluss an Preussen ausgesprochen werden, da ja das Vorgehen der Aargauer doch nichts sei. Der Grosse Rat habe den rechten Weg betreten. Er könnte sich schliesslich noch damit einverstanden erklären, dass die deutsche Rechtschreibung ohne „th“ angenommen würde.

Der Antrag Zoller wird weiter unterstützt von Herrn Oberlehrer Heer in Hallau, welcher anführt, dass noch niemand Schaden genommen habe, wenn er auch etwa eine Schrift in anderer Orthographie als der gewohnten zu lesen bekommen habe. Die schweizerischen Lehrmittel würden von deutschen Ministern niemals zur Einführung empfohlen werden und deutsche Lehrbücher seien bei uns nur noch zu viel mit ihrem monarchischen Quark. Er nehme Unparteilichkeit des Referenten an, müsse ihn aber für nicht gut republikanisch erzogen halten, sonst hätte er These VIII nicht gestellt. In den nächsten Tagen werden manche von uns mit unsern Miteidgenossen in Sempach und St. Gallen zusammenkommen und jedermann werde sich der Zusammengehörigkeit freuen; da würde es sich schlecht ausnehmen, wenn wir selbst in der Orthographiefrage die eidgenössische Fahne verlassen wollten.

Herr Pfarrer Schenkel glaubt nicht, dass S. beibehalten werden dürfe, der Grosse Rat stehe über dem Erziehungsrate und seine Beschlüsse müssen beachtet werden. Einzelne Thesen seien wirklich etwas ungeschickt gefasst, dennoch würde er sie sämtlich aufrecht erhalten.

Herr Reallehrer Isler in Schaffhausen stellt sich die Frage: Welche Orthographie besteht für uns zu Recht? und antwortet: Die schweizerische! Der Erziehungsrat hat uns Weisung gegeben, dieselbe einzuführen, und wir haben daran festzuhalten. Der Beschluss des Grossen Rates ist uns nicht offiziell mitgeteilt worden und hat daher für uns keine gesetzliche Kraft. Sobald die für uns kompetente Behörde vorschreibt, wir müssen nach Puttkamer schreiben, werden wir uns als gute Republikaner fügen. Dadurch würde aber erst ein rechter Wirrwarr entstehen. Er stellt daher den Antrag: „Die Thesen samt Schlussantrag des Referenten sind abzulehnen; weitere Schritte sind aber nicht zu tun, sondern es ist „Gewehr bei Fuss“ zuzuwarten, was kommen werde.“

Die Diskussion, welche in ähnlichem Sinne weitergeführt wurde, förderte keine neuen wesentlichen Gesichtspunkte zu Tage, dagegen führte sie dann noch zur Formulierung zweier weiterer Anträge und zwar 1) von Herrn Pfarrer Schenkel: „Die Konferenz wendet sich mit dem Gesuch an den Grossen Rat, er möchte in der Orthographiefrage bestimmte Ordnung schaffen“; 2) von Herrn Reallehrer Schönholzer in Schaffhausen: „Die Konferenz ersuche den Grossen Rat, seinen frühern Beschluss aufzuheben und damit ein einheitliches Vorgehen mit anderen Schweizerkantonen zu ermöglichen.“

Die Abstimmung war eine etwas unerquickliche. Schon beim Beginn derselben zog der Herr Referent seine Thesen samt Schlussantrag zurück, weil er einsehen müsse, dass dieselben Anstoss erregt haben, und formulirte seinen Antrag

dahin: „Es ist zu wünschen, dass die preussische Orthographie in allen Schulen unseres Kantons eingeführt werde.“ Aber selbst in dieser gelinden Form unterlag der Antrag mit 46 gegen 81 Stimmen. Der Antrag Schenkel wurde mit schwachem Mehr (68 St.) gegenüber den Anträgen Isler (66 St.) und Schönholzer (63 St.) zum Beschluss erhoben. Endlich wurde mit 83 gegen 42 Stimmen nach dem Antrag Zoller Zustimmung zu dem Vorgehen der Aargauer Konferenz beschlossen.

Ein bezüglicher Artikel in Nr. 78 der „Klettgauer Ztg.“ von Oberlehrer Heer schliesst mit folgenden Worten, die auch hier den Schluss bilden mögen: Wie und wann der Grosse Rat dieses Gesuch erledigen wird, stehe dahin. Eins aber darf heute schon des bestimmtesten erklärt werden, die Lehrer schweizerischen Ursprungs des Kantons Schaffhausen leben in ihrer grossen Mehrheit der festen Hoffnung, unser Stand werde nur im Bunde mit den anderen deutsch-schweizerischen Kantonen diese Frage ins Reine bringen.

Über „ordinäre“ und „wissenschaftliche“ Pädagogik.

(Von J. Edelmann, Lehrer in Lichtensteig.)

II.

II. Wir halten es weder für notwendig, noch wissenschaftlich, dass Fundamentalsätze des Glaubens zu Hülfe genommen werden.

a. Nicht notwendig, weil sich ganz wohl eine von Glaubensverschiedenheiten unabhängige Erziehungsschule denken lässt. Hierauf beruht ja die Trennung von Kirche und Schule, wie sie u. a. auch unsere Bundesverfassung vorsieht. Der Religionsunterricht ist Sache der Konfessionen; der Staat sorgt für die Heranbildung seiner Bürger zum reinen Menschentum durch einen tüchtigen Gesinnungsunterricht (ethische Stoffe).

b. Nicht wissenschaftlich, weil sie sich mit den Glaubenssätzen auf ein ihr unbekanntes Gebiet begibt, ihren Stand über den Konfessionen aufgibt und zur Dienerin derselben wird. Wenn sich die Pädagogik Glaubenssätze als Hauptlehrgegenstand (wie es bei Herbart-Zillers biblischem Geschichtsunterrichte tatsächlich geschieht) aufdringen lässt, wird sie zur spezifisch evangelischen oder katholischen oder israelitischen Pädagogik, und es kommt nur noch auf die gerade herrschende Macht an, welche dieser Abarten zur Geltung gelangen soll. Denn wie der Protestant Glaubenssätze von der Theologie empfängt, wird nach der Herbartschen Idee des Rechtes und Wohlwollens auch der katholischen Kirche das gleiche Recht zuerkannt werden müssen. Dadurch kommt die Pädagogik als Wissenschaft in direkte Abhängigkeit von der Kirche und ihrer Leitung und hört ihre Wissenschaftlichkeit auf, weil sie sich deren Machtgebot ohne Rücksicht auf den Stand der pädagogischen Wissenschaft zu fügen hätte.

Mag sich mit diesen echt Herbartschen Prinzipien, in politischen wie religiösen Dingen sich der gerade herrschenden Strömung anzuschliessen, von der Glaubenslehre die fertigen Glaubenssätze urteilslos entgegenzunehmen, befreunden, wer will, wir können es nicht!

III. Vom „erziehenden“ Unterrichte. „Im Unterrichte liegt die stärkste Kraft der Erziehung, sagt Herbart, u. a. a. O.: ein ruhiges, klares, festes und bestimmtes Urteilen ist es auf jeden Fall, welches die Grundlage des Sittlichen im Menschen ausmacht, und dieses hervorzurufen, zu klären, ist die vornehmste Aufgabe des Gesinnungsunterrichtes.“

Gewiss sind wir alle von Herzen gerne mitbestrebt, durch den Unterricht erziehend zu wirken. Aber dem Schulunterrichte beinahe den ersten Platz unter den Erziehungsmitteln anzuweisen, wie es die Herbartianer tun, geht gegen unsere Über-

zeugung. Wir bedauern, für den Augenblick ihrem Meister gerade keine ebenbürtige Autorität entgegensetzen zu können. Aber nicht Namen gegen Namen, sondern Gründe gegen Gründe und beiderseits die einleuchtende Kraft derselben in die Wagschale gelegt — wollen wir hier Dr. Wesendonk zitierten, mag es dann der Leser halten, mit welchem er will: „Die sittliche Wirksamkeit des Unterrichtes wird von Herbart etc. viel zu sehr überschätzt. Die stärksten moralischen Arzneien liegen weit mehr in der Elternliebe, die souverän und fast allmächtig ist, in einem edeln Familienleben und einem diesem nachgebildeten Schulleben, im Beispiel edler Menschen, besonders aber in der Persönlichkeit des Lehrers, im Umgang mit braven Genossen, im Lesen guter Schriften.“

So Dr. Wesendonk. Zwar mit dem Ansehen des Herrn Wesendonk wollten wir — mit Lessing zu reden — bald fertig werden, wenn wir es nur auch mit seinen Gründen wüssten. Bis also die Herren Herbartianer unwidersprechlich dartun, dass aus einer richtigen Gedankenwelt auch die rechte Art des Wollens naturnotwendig hervorgehe, bis sie die geheimen Fäden der Beziehungen zwischen Wissen und Wollen unzweifelhaft blossgelegt, halten wir es mit Wesendonk. Hatte nicht Herbart selbst gegen das Ende seines Lebens starke Anwendungen von Misstrauen in seine Wertschätzung blossen Wortunterrichtes, wenn er u. a. selbst sagt, „dass die Hoffnung auf den Unterricht nicht sicherer sei als die auf die Zucht, dass auch der beste, gründlichste, mit Interesse verarbeitete Unterricht oft kaum eine Spur hinterlasse?“

Völlig „wissenschaftlicher“ Meinung sind wir dagegen hinsichtlich der Lehre vom „Interesse“. Aber diese Lehre ist so alt als nur irgend eine. Ihre philosophische Begründung mag Herbarts Verdienst sein; aber ihre praktische Betätigung hat nicht erst auf den philosophischen Geburtshelfer gewartet. *Jedlicher Lehrstoff sowohl als seine unterrichtliche Behandlung müssen das lebendige Interesse des Kindes erregen.* Wie einleuchtend! Hiernach hat sich schon die Auswahl des Lehrstoffes zu richten. Als geeignetsten Stoff, der mit innerm Gehalt denjenigen Reiz verbindet, der ihn den Kindern interessant und lehrreich macht, erklären die Herbartianer für das erste Schuljahr eine Auswahl der

besten Märchen.

Und wie verhält es sich mit dem wissenschaftlichen Beweise, dass dem Märchen dieser Rang gebühre? Die Hauptsache, sagen die Herbartianer, ist ein freies und vielseitiges Interesse, das gleichsam im Mittelpunkt des Gesinnungsunterrichtes stehen soll. Ein solches erwecken vor allem die Märchen durch ihre unwiderstehlich packende kindliche Auffassung der Dinge und Erscheinungen. Schon Waitz, behauptet Rein, hat das Märchen empfohlen; doch hat erst Ziller *zwingend* (! Ref.) seine Berechtigung als Gesinnungsstoff nachgewiesen! Herr Rein hat hier seinen Lesern vorenthalten, dass Waitz das Märchen nur als „eines von vielen Mitteln“ und auch dieses nur bedingt empfiehlt. Was aber den *zwingenden* Nachweis Zillers betrifft, so stehen seinen Behauptungen andere, ebenso gründliche und ernstgemeinte Urteile entgegen. Herr Rein ist so billig, auch einen seiner Gegner — Schreiber — zum Worte kommen zu lassen, und wir erlauben uns, diesen neben Ziller anzuführen. Der Leser mag selbst die Stärke der beidseitigen Gründe erproben. Dabei können wir selbstverständlich nur ihren Hauptgedanken hier Raum geben.

Ziller: „Das Übernatürliche des Märchens verschwindet mit der zunehmenden Erfahrung des Kindes, und es bleibt eine ideale Richtung der Gedanken und ein höherer Schwung des geistigen Lebens; es erzeugt eine volkstümliche Auffassung von Natur und Welt.“

Schreiber: „Das Kind hat lange genug zu tun mit Erfassung

und Zurechtlegung der Wirklichkeit; das Märchen bringt Unsicherheit und Verwirrung in die noch lockern Begriffe, deren erste Eigenschaft Klarheit und Wahrheit sein soll. Märchen erzeugen unreines Geistesblut; sie sind für den geistigen Magen, was künstliche Leckerbissen für den natürlichen Magen des Kindes sind. Es erschwert das Festwurzeln der Wahrhaftigkeit, flösst Furcht und Aberglauben ins kindliche Gemüt etc.“

Sind das nicht auch rechtschaffene, ehrenwerte Gründe, und ist es nicht ein wohlbegründeter ernster Standpunkt, den die Vulgärpädagogen mit der Verwerfung des Märchens als täglicher Unterrichtsstoff einnehmen? Ist es genug, dass man unsere Erzählungen aus dem reichen Born des realen Lebens der Gegenwart, diese lieblichen und gesunden Geschichtchen von Schmid, Scherr etc. als „lehrhafte“ Abgeschmacktheiten bei Seite stelle und in die Rumpelkammer verweise?

Es ist wahr, die Märchen üben auf das Kindesgemüt einen unwiderstehlich packenden Reiz. Aber es will uns bedünken, dass dieses lebhaftes Interesse fast nur auf das Wunderbare, Geheimnisvolle des Märchens gehe und dasjenige, was man für lebendiges Interesse hält, mehr geistiger Sinnenkitzel, Befriedigung der lüsternen Phantasie des Kindes ist. Der wunderbare spannende Verlauf der Begebenheit, die *Handlung* des Märchens imponieren ihm; aber der ethische Gehalt tritt ihm aus dem Märchen weder unmittelbarer noch eindringlicher entgegen als aus den Erzählungen schlichter Begebenheiten aus dem Leben. Verliert das Kind nicht vielmehr mit den Märchen, dieser göttlich schönen Welt der Träume und Wünsche, Grund und Boden der gemeinen Wirklichkeit? Öde und kalt starren es die leblosen Wände, die nüchternen Menschen daheim, die keine so herrlichen Wünsche gewähren, an. Ihm gewährt die Märchenherrlichkeit nichts als bange kalte, mühsam herausgeklaupte Vorschriften, was es tun und lassen soll. Sind ihm solch wundersame Gestalten einer fremden Welt, die nie die seine wird, würdig und wert, seine Vorbilder zu werden? Und ist eine *unwahre*, erfundene Geschichte dazu angetan, uns *wahre* menschliche Gesinnung zu lehren? Die Herbartianer behaupten ja, denn Ziller hat es „zwingend“ nachgewiesen!

Um diesen Gesinnungsunterricht der 12 Märchen [1) das Sterntalerndmädchen, 2) der süsse Brei, 3) Frau Holle, 4) Strohhalm, Kohle und Bohne, 5) das Lumpengesindel, 6) von dem Tode des Hühnchens, 7) der Wolf und die sieben Geislein, 8) der Wolf und der Fuchs, 9) der Zaunkönig und der Bär, 10) Fundevogel, 11) die Bremer Stadtmusikanten, 12) der Arme und der Reiche] gruppiert sich nun aller übrige Unterricht. „*Es schwebt uns, sagt Dr. Rein im „Ersten Schuljahr“, als eine der grössten Wohltaten vor, die dem Lehrer sowohl als dem Schüler erwiesen wird, wenn in den Mittelpunkt eines jeden Schuljahres ein grosser, in sich zusammenhängender, klassischer Erzählungsstoff gestellt wird, welcher die jugendliche Seele ganz und tief zu packen vermag, so dass von ihm aus die Gedanken zu den Untersuchungen in anderen Fächern von selbst hingetrieben werden.*“ Das ist der Kern der Herbartischen

Konzentrationsidee.

„Das Gemüt, klagen die Herbartianer, wird nach der gewöhnlichen Volksschulpraxis durch das bunte Vielerlei, das im Laufe eines Vormittags geboten wird, nach den verschiedensten Seiten hin auseinandergerissen und der Gedankenkreis zersplittert; eine grosse Masse des verschiedenartigsten Stoffes wird in jedem Schuljahre und in jedem Fache aufgehäuft und die Kinder oft mit Erzählungen gefüttert, die moderner Fabrik entstammen, in sich ohne allen Zusammenhang sind und daher nur vorübergehenden Eindruck auf das Gemüt der Kinder machen können.“

Wem der Sinn dieser Klage nicht völlig deutlich, wird in Herbarts bündiger Ausführung (Bemerkungen zu einem pädagogischen Aufsatz) allen wünschbaren Aufschluss erhalten.

Herbarts Idee ist ungefähr folgende: Die Seele muss den Gegenstand des Wissens lieb gewinnen. Bei der Verschiedenartigkeit des Stoffes, dem der Schüler an *einem* halben Tage sich hinzugeben hat, wird das rege gewordene Interesse immer wieder gewaltsam losgerissen; kaum bei der Sache geht's ohne Überleitung zu einem neuen Fache über. Das einmal erregte Interesse soll vom Gesinnungs-, also dem Hauptstoff aus nach allen Richtungen hin fortwirken; denn nur das gern Gelernte wird schnell und tief gefasst. „Die Lust am einen Stoff erweckt Unlust an einem andern, der störend dazwischentritt, und die schöne, sanfte Seele des Kindes, schliesst Herbart wörtlich, gehorcht; aber es wird ihr eine ununterbrochene Reihe von *Kränkungen* zugefügt!“

Wie doch eine und dieselbe Erscheinung den verschiedensten Eindruck auf uns macht! Welch ein empfindsames Ding diese Herbartische Kindesseele ist! Wie? wenn das, was Herbart als eine *Kränkung* der sanften Kindesseele erklärt, vom Kinde selbst als angenehme und wohlthätige *Abwechslung* empfunden würde? Wer von uns hat nicht schon oft erfahren, dass das Interesse auch bei intelligenten Kindern und packendem Unterrichte infolge *natürlicher Ermüdung* nachlässt und bei den wenigsten nach einer stündigen Lektion gewaltsam losgerissen zu werden braucht, sondern selbst nachlässt. Hier macht sich Herbarts *einseitige* Erfahrung geltend: er war Hauslehrer, Lehrer *eines* und zwar eines begabten Schülers, dessen psychische Äusserungen nicht zu der Allgemeinheit erhoben werden dürfen, zu welcher sie Herbart hier erhebt. Wie steht es aber mit schwächer begabten Kindern, mit Normal- und Unternormalkindern, mit denen die *Volksschule* auch zu rechnen hat? Gesetzt, wir leiten in Herbartschem Sinn das kindliche Interesse auf ein neues Fach über, wird diese Herbartische *Überleitung* (Interessenvermittlung)¹ im stande sein, das neue *Fach an sich* dem Kinde interessant und lieb zu machen?? Wird das durch das Märchen lebendig erregte Interesse *gleich* stark auch in dem bloss äusserlich mit ihm verbundenen, aber gleichwohl selbständigen und eigenartigen Fach fortwirken? Kann die bloss Überleitung, „die *subjektive Wendung*“ — wie die Herren Herbartianer sich ausdrücken — ein dem Kinde wenig interessantes Fach interessanter machen? Wir fürchten: nein. *Wo diese anderen Fächer an sich kein oder ungenügendes Interesse im Kinde erwecken, wird auch die künstliche Vermittlung und Anlehnung an den Gesinnungsunterricht nichts helfen!*

Die Herbartische Konzentrationsidee ist daher in unseren Augen eine schöne *Idee*, weil nach ihr aller Unterrichtsstoff in psychologischem Zusammenhang steht, d. h. in der Seele des Kindes, im Bewusstsein, ein zusammenhängendes Ganzes ausmacht; aber fürs erste dünkt uns, um in einem Bilde zu reden, der *bindende Kitt ein schlechter*, der Zusammenhang ein geringer, und zweitens *verwirklicht* sich die Idee nicht, da ein lebendiges Interesse im Kinde *auch ausser der Schule* durch manche Erscheinungen hervorgerufen wird, dem Vorstellungskomplex der Schule ein anderer aus dem persönlichen, familiären und geselligen Verhältnisse des Kindes hervorgewachsener Gesinnungsstoff zur Seite tritt, der mächtiger und wirksamer ist als jener, weil seine Fäden sich auch durch die ganze vorschulpflichtige Kindheit zurückverzweigen. Die Konzentrationsidee Herbarts könnte erst dann eine Einheit des Bewusstseins und der Persönlichkeit erreichen, wenn sich ihre Prinzipien auch auf die häusliche Erziehung ausdehnen liessen.

¹ Solche Überleitungen sind etwa: *Rechnen*: Wir wollen ausrechnen, wie viele Personen es im Hause des *Sterntalerndmädchens* gab, als Vater und Mutter noch lebten etc. *Singen*: Wir wollen das schöne Lied „Weisst du, wie viel *Sterne* stehen etc.“ singen lernen.

Aber wie gestaltet sich die Konzentrationsidee in der Praxis? Das erste Märchen vom Sterntalermädchen z. B. wird in folgender Weise mit den verschiedenen übrigen Schulfächern in Verbindung gebracht: *Anschauungsunterricht*: (Diese Bezeichnung wird von den Herbartianern verworfen, weil sie den *Stoff* der Anschauung unberücksichtigt lässt, und durch „*Naturkunde*“ ersetzt.) Es werden angeschaut und besprochen: die Stube, das Bett, die Nahrungsmittel, die *Kleidungsstücke*, das Feld, der Wald, der Tag, die Sonne, die *Sterne* etc. *Zeichnen*: In ein Liniennetz: Umrisse von Stube, Bett, Kamm, *Haus*, Mond, Fichte, *Stern* etc. *Singen*: Weisst du, wie viel *Sterne* stehen? *Rechnen*: Beginnt mit der Zahl 3, weil 1 *keine*, 2 zu wenig Kombinationen zulässt. „Wir wollen ausrechnen, wie viel es Leute gab in dem Hause des Sterntalermädchens, als Vater und Mutter noch lebten.“ *Schreiblesen*: Das Sterntalermädchen hatte zuletzt gar nichts mehr als ein einziges Kleidchen am Leibe. Welche Kleidchen wird es wohl früher gehabt haben? Was kennt Ihr sonst noch für Kleidungsstücke? Wir wollen das Wort *Hut* lesen und schreiben. — In dieser Weise wird in jedem Fache an den gleichzeitig behandelten Gesinnungsstoff angeknüpft. Der „wissenschaftliche“ *Anschauungsunterricht* z. B. unterscheidet sich demnach vom „vulgären“ nur dadurch, dass er sich genau an die Gegenstände hält, welche ihm der Gesinnungsstoff bietet, während der „vulgäre“ *Anschauungsunterricht* nach dem Vorbild von *Mutter Natur* die Stoffe wählt, die räumlich oder zeitlich *nebeneinander* vorkommen, Gegenstände der Schule, des Hauses, des Gartens, des Feldes etc. In der Natur sind ja auch Gegenstände verschiedenster Art neben und unter einander und nicht nach ihrer Art geschieden, und dieses Durcheinander bietet sich dem kindlichen Auge alle Tage und lange, bevor es die Schule besucht, dar. *Ist es nicht auch Konzentration*, wenn wir *Vulgären* in der Schule vom Zentrum naturkundlicher Erscheinungen, also den Gegenständen der *Schule*, ausgehen und in immer weiter gezogenen Kreisen zu Stube, Kammer, Keller, Haus, Garten, Umgebung, Feld, Wald, bis zum Himmel fortschreiten? Diese Objekte sind freilich an sich ungleichartig; aber ist das nicht auch bei den Lehrobjekten der „*Wissenschaftlichen*“, nur in anderer Weise, der Fall? Kommen nicht in einem und demselben Märchen — wir wählen gleich das erste vom Sterntalermädchen — die verschiedenartigsten Dinge, wie: Mädchen, Kleider, Feld, Gott, Greis, Mützen, Leibchen, Kopf, Hand, Brot, Wald, unter einander vor? Ist die Konzentration dieser Dinge — psychologische Konzentration — stärker als die logische des räumlich Zusammengehörigen, wie wir *Vulgäre* sie pflegen? Die Herbartianer behaupten es; aber es ist wieder nur eine leere Behauptung, wenn Dr. Rein schreibt: „Den Erzählungsstoffen wohnt von Natur eine weit intensiver wirkende konzentrierende Kraft inne als den konkreten Stoffen des Anschauungsunterrichtes; die erstern halten den Gedankenkreis viel fester geschlossen, als dies von anderen Zentren aus geschehen kann.“

Sehen wir zu, wie sich die Konzentration weiter gestaltet. Die Herren *Wissenschaftlichen* scheinen die schwache Seite ihres Konzentrationsgebäudes zu fühlen. Nach oben und unten geben sie Modifikationen zu. „Es eignet sich nicht alles, was sich an naturkundlichem Material bietet, als *Mittelpunkt* zur naturkundlichen Betrachtung. Nur diejenigen Stoffe, die sich zu methodischen Einheiten abrunden lassen, sind hiezu geschickt, während andere im Märchenunterrichte selbst die angemessene *kürzere* Behandlung erfahren“, schreibt Dr. Rein. Und welches sind nun die zu Einheiten geschickten, welches die minder geschickten Objekte? Das stellt Dr. Rein wieder nur zum Teil in einer kleinen Übersicht fest, und die Hauptsache ist der Einsicht des Lehrers überlassen. Und während er auf der einen Seite ganz *willkürlich* verschiedene Gegenstände in den Märchen zur Behandlung als nicht geeignet verwirft, gestattet er anderer-

seits *ebenso willkürlich* beliebigen Zuzug anderweitiger Stoffe. Dabei hat er immer gleich seine *wissenschaftliche* Begründung bereit. „Wir lassen *da und dort* auch *passendes, anderen Quellen entstammendes Material* zu“!! Welch ein Beweis und in welchem Tone getan! „Verschiedene Gegenstände schliessen sich, auch wenn kein direkter Hinweis vom Märchen aus gegeben ist, leicht an den übrigen Unterricht an und können zum Inhalt des Märchens ohne Schwierigkeit in Beziehung gesetzt werden.“ „Wo aber ein objektiver Zusammenhang nicht besteht, ist die Gedankenverbindung durch *subjektive Wendungen* herzustellen.“ Man traut kaum seinen Augen, wenn man so etwas liest! Wenn sich also keine *natürliche, ungezwungene* Überleitung vom Gesinnungsstoff zu einem anderweitigen Unterrichtsgegenstand ergibt, muss sie *mit Haaren herbeigezogen* werden, nur damit das Konzentrationsprinzip nicht zu Schanden werde.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Leonhard Schmid. †

(Ein Lebensbild.)

II.

Still und schlicht, aber gründlich und intensiv, ruhig und konsequent arbeitete der junge Mann in den Räumen zu St. Nikolas. Er hatte ein scharfes, durchdringendes Auge für den Schlingel, einen freundlich milden Blick für den Braven. Zu dieser göttlichen Gabe gesellte sich eine ängstlich sorgfältige Vorbereitung und eine Gewissenhaftigkeit, der man oft das Attribut peinlich zusetzt. Der klare Verstand, eine vorzügliche Lehrgabe bewahrten ihn vor der Pedanterie, zu der die peinliche Gewissenhaftigkeit oft führt. — Schmid war ehrgeizig, aber seinen Ehrgeiz möchte ich mir und allen meinen Kollegen zu Stadt und Land wünschen. „Die Sache so zu machen, dass niemand mir etwas anhaben kann“, darin bestand sein Ehrgeiz. Trotzdem der Verstorbene in seiner allzugrossen Bescheidenheit glaubte, die Gabe der Rede sei ihm nicht gegeben und er deshalb zu den Stillen im Lande gehörte, wurde auch die kantonale Erziehungsbehörde auf den jungen Mann aufmerksam und berief ihn nach fünf Jahren an die Musterschule des Seminars. Hier zeigte es sich, dass sein Ehrgeiz nicht von gemeiner Sorte war. Der damalige Präsident des Erziehungsrates, Herr Bürgermeister und Staatsanwalt Bernard, musste alle Hebel in Bewegung setzen, um ihn für die Anstalt zu gewinnen. „Lassen Sie mich, wo ich bin, denn ich bin glücklich“, sprach der Verstorbene, und erst als man ihn an der Stadtschule ökonomisch besser stellen wollte als seine Kollegen an der Stadtschule, nahm er den ehrenvollen Ruf an, um das freundschaftliche Verhältnis mit seinen Kollegen, die er aufrichtig liebte, nicht zu stören. Noch oft ergriff ihn das Heimweh nach seiner frühern Stellung, die ihm ans Herz gewachsen war. An der Musterschule wirkte er drei Jahre zum Segen des Kantons und seiner Schüler. In Anerkennung seiner Tüchtigkeit wurde er zum Seminarlehrer und Lehrer an der Kantonsschule berufen. Als Schreiber dieser Zeilen ihm zu der Wahl gratulierte, sprach er: „Ich danke dir, mein Lieber! aber Fortuna ist ein gar listig Weib, das heute hebt und morgen fällt. Es bleibt mir nur ein Trost, dass ich nicht um die flüchtige Göttin gebuhlt habe“, und bescheiden fügte er bei: „Es ist weniger mein Verdienst als die günstige Konstellation der Verhältnisse.“ Die Wahrheit lag in der Mitte. Was ihm in der neuen Stellung an akademischer Bildung abging, ersetzte ein eiserner Wille, gepaart mit unermüdlicher Ausdauer. Man darf ohne Übertreibung behaupten, dass Schmid jahraus jahrein nie in eine Stunde ging, ohne sich gründlich vorbereitet zu

haben. Wenn sein bester Freund kam, den er ein ganzes Jahr nicht gesehen, hiess es: „Freund! da hast du ein Buch oder sonst was zu lesen, ich muss für die Schule arbeiten.“ Dieselbe Gewissenhaftigkeit verlangte er kategorisch auch von seinen Schülern. Gegen Faulheit und Gleichgültigkeit war er hart und unerbittlich und in solchen Fällen an scharfen, kritischen Bemerkungen, die oft tief genug ins faule Fleisch schnitten, nicht verlegen. Schmid steckte die Wahrheit überhaupt nicht zuerst noch in eine Zuckerdüte — auch seinen besten Freunden gegenüber nicht — sondern gab die Pille bar, ohne viel nach dem Gesichtverziehen zu fragen.

Deutsch, Rechnen, Geographie und Schreiben am Seminar waren die Hauptfächer, die er zu lehren hatte. Mit stets steigendem Interesse verfolgten seine Freunde, welche einen Einblick erhielten in die schriftlichen Präparationen, die sichtlichen Fortschritte, die der Mann machte, wie er mit seinem denkenden Geiste von Schicht zu Schicht immer tiefer sich in den Stoff hineinarbeitete. Mit einem kindlich dankbaren Wonnegeföhle teilte er dem Schreiber dies vor einem Jahre mit, dass die Vorurteile, die früher in gewissen Kreisen deswegen geherrscht zu haben scheinen, weil ihm die akademische Bildung abgehe, immer mehr verschwinden. Noch nie traf ich ihn so glücklich. Es sollte das letzte mal sein, dass wir einander gesund wiedersehen!

Auch auf den oberen Stufen blieb er Elementarlehrer im besten Sinne des Wortes. Er ging von dem Grundsatz aus: „Die Volksschule ist und bleibt der Fels, auf dem alle Bildung ruht und ruhen wird.“ Darum stand er auch jetzt noch in beständig freundschaftlichsten Beziehungen mit den Primarlehrern und widmete seine Mussezeit zum grössten Teil den untern Primarschulstufen.

Er verfasste Sprachbüchlein für die drei ersten Kurse und beteiligte sich an dem verdienstlichen Unternehmen der sogen. Churer Rechenhefte. Für sich allein gab er im Anschluss an die Rechenhefte ein Lehrmittel für sämtliche Stufen der Primarschule fürs Kopfrechnen heraus. Das Büchlein fand über die Kantongrenzen hinaus eine recht freundliche Aufnahme und Beurteilung. Seit 1878 redigierte er den Bündnerkalender und huldigte dabei nach besten Kräften dem Grundsatz, dass für das Volk nur das Beste gut genug ist. In früheren Jahren lieferte er auch Beiträge in die Lehrerzeitung, z. B. in Jahrgang 1875, Nr. 45 und 46: „Aus der deutschen Stunde.“ Es ist nur zu bedauern, dass die Mappe des Schulmeisters von ihrem reichen Inhalte nicht mehr in die Öffentlichkeit gelangen liess. Schmid fühlte eben kein Verlangen, unter die Propheten des pädagogischen Volkes aufgenommen zu werden. Der praktische Boden war es, den er baute und pflegte, im Schulzimmer wie zwischen seinen vier Wänden.

Öffentlichen Fehden war er abhold, trotzdem er die Kraft und die Kunst in ausreichendem Masse besessen hätte, in Streitfragen eine scharfe und gewandte Feder zu führen. Als vor einigen Jahren ein pädagogischer Gernegross in versteckter Art die Unterrichtsweise des Verstorbenen in einer Fachzeitschrift lächerlich zu machen suchte, erklärte der Dahingeschiedene seinen Freunden: „Lasst doch den grünen Neidheimer schwatzen; keinen Federzug verschwende ich an ihn. Wenn man kommt und sagt: Schmid, warum hast du so oder so gefragt oder gehandelt? frank und frei, dann werd' ich ebenso frank und frei antworten. Mit pädagogischen Duffeleien ist unserer Jugend nicht gedient, und wer aus dem Hinterhalte Pfeile absendet, ohne das Ziel direkte bezeichnen zu dürfen, der richtet sich selbst.“

An der Schöpfung einer Pensionskasse nahm er regen Anteil und widmete dem jungen Institut gerne seine Kraft. Ebenso liess er es sich angelegen sein, so viel in seinen Kräften stand, dafür zu sorgen, dass ein für die Talschaft Schanfigg

bestehender Stipendienfond zur Unterstützung armer Jünglinge des Tales, welche einen wissenschaftlichen Beruf ergreifen wollen, nicht seinem guten Zwecke entfremdet werde. Mögen sich nun andere edle Männer finden, die sich des armen Stiefkindes annehmen und möge dafür gesorgt werden, dass es nicht vor der Zeit sein Bestehen enden muss, sondern vielen zum Segen diene. Das wünschen wir hier, weil es der Wunsch und das Bestreben desjenigen war, dessen Lebensbild wir zeichnen.

Die Kreisbehörde der Stadt Chur übertrug ihm viele Jahre hindurch das verantwortungsvolle Amt eines Marktbeamten, und dem Leseverein Chur diente er als gewissenhafter Bibliothekar. Beides Vertrauensstellen, die nur gewissenhafte, pünktliche Leute in tadelloser Weise versehen können, wie er es getan hat.

War das Tagewerk getan, dann weilte er gern ein Stündchen bei einem Glase Gerstensaft in der aus Elementen der verschiedensten politischen und religiösen Schattirung bunt zusammengewürfelten Gesellschaft am „runden Tisch“. Wohl nicht sobald werden seine Freunde den hageren, langen Mann vergessen, der, über eine Zeitung gebückt, sein Interesse ganz der Lektüre zuzuwenden scheint. Das Vorpostengeföhcht über eine Tagesfrage ist bereits eröffnet, der Zeitungsleser ist noch stumm, da plötzlich hebt er seine hohe Stirne und wirft eine sprühende Bemerkung, mitunter ist's eine Granate, hinein. — Schmid ist's zu bunt geworden, er wirft die Zeitung weg, und die Redeschlacht beginnt. Mit sicherem Griff hat er den Gegner gefasst. Kurz und bündig, aber schlagend und logisch ist seine Beweisführung, gewürzt mit dem attischen Salze des Witzes, das bei ihm nie dumm geworden. Heiss geht es zu — tote Freunde gibt es drum doch nicht, denn am „runden Tisch“, da sagt man seine Meinung frisch und frank sich ins Gesicht und bleibt einander doch gut. Das war so ganz nach dem Sinne unseres Freundes, drum weilte er gern in dieser Tafelrunde.

Unerbittlich, rücksichtslos war Schmid gegen alles Gemeine. Die Gleissner und Heuchler waren ihm auf den Tod verhasst. Wer einmal unehrlich gegen ihn war, der hatte es für immer mit ihm verspielt. Schmid hat niemand gehasst, als wer es reichlich um ihn verdient hat. Zum besten halten konnte man ihn nicht so leicht. Wer von Kindsbeinen an Hirtenbrot essen muss, der lernt früh schon die Menschen in ihrem dunklen Tun und Treiben kennen, sie auf ihren Tücken und Schlichen ertappen. Schmid besass diese Kunst in vollstem Masse. Die Jugend und das spätere Leben brachten ihm bittere Erfahrungen; um so inniger schloss er sich an diejenigen an, die ihn verstanden. Was seine Freunde bewegte, das bewegte auch ihn. Offen, wahr, bieder und treu, ein Freund goldeswert!

In den grossen Sommerferien, da zog er dann hinauf mit seiner treuen Gattin und den drei lieblich aufblühenden Kindern, um in dem lieblichen Churwalden, in seinem Tusculum, auszuruhen von einem Jahre angestrengtester Arbeit, die ihn vor der Zeit altern machte. Müssig war er aber auch hier nicht. Wenn der Sonnengott regierte, schwang er die Sense nach währschafter Landmannsart, führte Pluvius das Regiment, sass er auf der Bude und schriftstellerte.

Bereits lag der Arbeitsplan für die diesjährigen Ferien bereit, aber er sollte nicht zur Ausführung kommen. Schon zweimal war in früheren Jahren der unheimliche Mann mit Stundenglas und Hippe auf der Schwelle gestanden, um den treuen Arbeiter abzurufen. Ein heftiges Leberleiden trat diesen Frühling auf, das aller ärztlichen Kunst und der treuesten Pflege der wackern, braven Gattin und der Seinen spottete. Am 29. Juni um die Mittagsstunde entschlief der Heissgeliebte sanft und ruhig in einem Alter von 45 Jahren.

Freund Schmid, du bist ein glücklicher Mann, ob tief dein Scheiden uns auch geht. Eine ganze Stadt steht an deinem Grabe und trauert. In allen Gauen unseres lieben Bündnerlandes wirken deine Jünger, deren Vorbild du noch lange

bleiben wirst! Du durftest es erleben, wie deine Geschwister, denen du Vater gewesen, dein Leben zu ihrem Vorbilde genommen und dadurch mit dir glücklich geworden sind. Sie werden deiner Familie nun sein, was du ihnen gewesen bist. Deine Gattin und Kinder dürfen sehen, was du den Guten und Besten eines grossen Gemeinwesens gewesen bist. Gab dir die

Anerkennung einst die Spannkraft des Geistes, gibt sie den Deinen jetzt Trost.

Nach reich vollbrachtem Tagewerk, als ein Ehrenmann von der Scheitel bis zur Sohle, steigst du ins Grab; dein Vorbild, deinen Feuereifer, deine Liebe aber lassen wir nicht!

Walkmeister.

Anzeigen.

Gymnasiallehrer-Stelle.

Die durch Pensionierung des bisherigen Inhabers erledigte Stelle eines Professors der alten Sprachen am Gymnasium in Schaffhausen soll auf Beginn des kommenden Wintersemesters wieder besetzt werden. Eventuell hätte der betreffende Lehrer auch deutschen Unterricht in den unteren Klassen der Anstalt zu erteilen. Bei einer Verpflichtung bis zu 26 wöchentlichen Unterrichtsstunden beträgt die jährliche Besoldung 3400 Fr.; nach je 4 Dienstjahren tritt eine Alterszulage von 100 Fr. hinzu; die höchste Zulage beträgt 400 Fr.; die an einer auswärtigen, dem Gymnasium gleichstehenden Anstalt verbrachten Dienstjahre werden hiebei mitberechnet.

Die Anmeldungen nebst den nötigen Zeugnissen über den Bildungsgang und die bisherige Lehrtätigkeit sind bis zum 15. August d. J. an die Erziehungsdirektion des Kantons Schaffhausen einzusenden.

Schaffhausen, den 22. Juli 1886.

(Sch 309 Q)

Die Kanzlei des Erziehungsrates.

Deutsche Encyclopädie 500 Bogen in 100 Lieferungen
oder 8 Bänden für 600 M.
Verlag von Dr. W. G. Brauns in Leipzig
Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens

Schutz- **Für Schulen** Schutz-
als vorzüglichstes Erzeugnis
runde Lyra-Schulstifte Nr. 930, Härten 1—4, zu 5 S Verkauf,
Geckige Lyra-Zeichenstifte Nr. 920, Härten 1—5, zu 10 S Verkauf,
den Herren Lehrern dringendst empfohlen.
Zu beziehen durch jede solide Schreibwaarenhandlung.
Proben werden gratis und franko zugesandt von der Fabrik
Johann Fröscheis, Nürnberg.
(M Nbg a 148/3 M)

Zu haben in allen Buchhandlungen der Schweiz:

Mens sana in corpore sano.

Pädagogische Vorträge und Studien

von

Jacob Christinger,

Pfarrer und Sekundarschul-Inspektor.

VIII u. 200 S. Preis br. 3 Fr.

Frauenfeld, 1883. Verlag von J. Huber.

Es sind sieben Abhandlungen über eben so viele erzieherische und sanitärische Fragen, die den Inhalt dieses Büchleins bilden, das zwar nicht mehr ganz neu ist, aber zu denen gehört, welche nicht leicht veralten, weil der Verfasser ideale Gesinnung mit praktischer Kenntnis der realen Verhältnisse in hervorragender Weise verbindet. Das hat auch die Kritik übereinstimmend anerkannt und daher Christingers Buch besonders Lehrern und Geistlichen als anregende Lektüre warm empfohlen.

Häuselmann, J., Verlag von Orell Füssli & Co. in Zürich. 
MODERNE ZEICHENSCHULE. Ein methodisch geordnetes Vorlagenwerk für kunstgewerbliche Lehranstalten, Volks- und Mittelschulen. 6 Hefte à 4 bis 6 Fr. Diese Hauptleistung des Verfassers findet ungeteilten Beifall. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Man sucht für eine vornehme Erziehungsanstalt bei London einen gebildeten Herrn, um junge Leute, sei es in französischer oder in deutscher Sprache, für den Eintritt in die englische Armee vorbereiten zu helfen.

Fixe Besoldung: 250 £ im Jahr. Als Garantie für Treue und gewissenhafte Arbeit und zur Sicherung des Interesses am Gedeihen der Anstalt hat der Bewerber 250 £ einzulegen, für welche er 5 % des Reingewinnes erhält.

Anmeldungen (wenn möglich mit Photographie) und Zeugnisse sind zu richten an

Doctor, „Westbury“
Waldegrave Park, Twickenham,
London, E.W.

So lange Vorrat erlassen wir

Schulhefte

per 100 à 5 Fr.

Musterhefte stehen gratis u. franko zu Diensten.

Schweizerische Lehrmittelanstalt Zürich
C. E. Roth.

Lehrbuch

der einfachsten und kürzesten

Buchhaltung

zum Selbsterlernen (M 5617 Z)

sowie zum Unterricht in

Real- und Fortbildungsschulen

mit dazu passenden Uebungsheften.

Lehrbuch Fr. 1, Uebungsheft Fr. 1. 50.

Bei Mehrabnahme entsprechenden Rabatt.

C. A. Haab in Ebnat.

Vorrätig in J. Hubers Buchhandlung in Frauenfeld:

Die

elektrischen

Erscheinungen und Wirkungen

in

Theorie und Praxis.

Nebst

Auhängen von gelösten Aufgaben und Berechnungen.

Gemeinfassliche

Erklärung u. Darstellung der Elektrizitätslehren und der Elektrotechnik.

Mit vielen Holzschnitten und Tafeln.

Herausgegeben

von

Dr. Adolph Kleyer.

Monatlich erscheinen 3—4 Hefte
à 35 Rp. pro Heft.